

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Der Gänседоктор.

167

Humoristische Novelle von D. Gaus-Bachmann.

(Nachdruck verboten.)

Ehe Graf eine Antwort geben konnte, trat Frau Amalie wieder ein.

„Nun, lieber Ferdinand,“ sagte sie freundlich, „stelle ich mich deinem Gast zur Verfügung, und du kannst deinen Geschäften nachgehen.“

„Du bist sehr gütig, liebe Amalie,“ entgegnete Kienholz, und mit teuflischem Lächeln wandte er sich an den unglücklichen Graf: „Da Sie einen so liebenswürdigen Ersatz für mich haben, werden Sie mich gewiß gern entschuldigen, Herr Graf.“

Er achtete nicht des verzweiflungsvollen Blickes, den der Gast ihm zuwarf, und ging hinaus.

Frau Amalie setzte sich und lud den Herrn mit einer Handbewegung ein, ebenfalls Platz zu nehmen; er tat es, obwohl er das Gefühl hatte, als ob er sich auf einen glühenden Rost setzte.

„Frau Nibel wird wohl noch längere Zeit auf sich warten lassen,“ begann sie; „wahrscheinlich hat sie Gelegenheit gefunden, das Wetter im Trocknen abzuwarten, und sie wird erst kommen, wenn es vorüber ist.“

„Das — das wäre sehr bedauerlich,“ meinte Graf.

„Haben Sie es so eilig?“ fragte sie.

„Ja, ja wohl,“ entgegnete er, „ich möchte mit dem nächsten Zuge wieder weiter.“

„Mit dem nächsten Zuge?“ Sie lachte hell auf. „Der geht nachmittags um vier Uhr; so lange wird Kusine Emma wohl nicht ausbleiben.“

Er seufzte.

„Sind Sie mit Frau Nibel sehr eng befreundet?“ begann Frau Amalie ihn langsam auszufragen.

„Das gerade nicht, aber ich komme immerhin häufig in ihr Haus,“ entgegnete er.

„Nicht sie ein großes Haus?“ examinierte sie weiter.

„Nicht eben das, aber es ist sehr gemütlich und man findet oft sehr interessante Leute dort; Frau Nibel ist eine sehr liebe Frau,“ berichtete Graf, froh, einen wenig aufregenden Gesprächsstoff zu haben.

„Wohl eine Freundin Ihrer Gemahlin?“ fragte sie leicht hin.

„Ihrer Gemahlin? Das heißt meiner Gemahlin?“ Er wußte nicht gleich, was er sagen sollte, die Frage war eben schon ein wenig gefährlich; so beschloß er, bei der Wahrheit zu bleiben. „Meine Gemahlin — in ich habe nämlich keine.“

„Also Wittwer oder Junggeselle?“ forschte sie.

„Junggeselle,“ entgegnete er.

„Warum haben Sie denn nicht geheiratet?“ fragte sie beinahe streng.

Er erschraf. „Ich — ich weiß es nicht,“ stotterte er.

Sie lachte. „Also die Schen vor dem Unbekannten? Das ist feig, das müssen Sie gutmachen; Sie müssen heiraten.“

„Ja, freilich,“ sagte er keck; ihr kategorischer Ton klicherte ihn ein.

„Wie müßte denn die Frau aussehen, die Sie heiraten würden?“ fragte sie und sah ihn forschend an.

Ihm wurde heiß unter diesem Blick, er zog sein Taschentuch und wischte sich die feuchte Stirn; was sollte er sagen? Schließlich meinte er, es sei am besten, wenn er

sie nach dem Bilde seines Gegenüber beschrieb; Frauen sind immer eitel, diese da würde keine Ausnahme machen.

Er studierte also ängstlich ihre Züge und dabei trat, ohne daß er es merkte, eine längere Pause ein.

„Warum sehen Sie mich denn so sonderbar an?“ fragte Frau Amalie mit koflettem Augenaufschlag. Er aber merkte die Kofetterie nicht und erschraf nun wieder über die Frage.

„Verzeihung, aber — aber Gnädige kommen mir so bekannt vor und ich weiß nicht —“

„Waren Sie in Amerika?“ unterbrach sie ihn.

Wieder war er in Verlegenheit. „Ich weiß wirklich nicht,“ stammelte er gedankenlos.

„Sie wissen nicht, ob Sie in Amerika gewesen sind?“ fragte sie erstaunt. „Das ist doch unmöglich!“

Er errödete. Für welcher einen Dummkopf mußte ihn diese Frau doch halten! Wenn sie auch eine Narrin war, so litt sie gewiß nur an einer fixen Idee und war in allem übrigen wahrscheinlich ganz verständig.

„Verzeihung, gnädige Frau, ich hatte Ihre Frage überhört,“ sagte er verlegen; „ich war noch ganz in Gedanken, wo ich Sie schon gesehen haben könnte.“

„Darum fragte ich ja eben, ob Sie schon in Amerika waren; es wäre ganz gut möglich, daß Sie mich dort in Ausübung meiner Kunst gesehen haben.“

„Ihrer Kunst?“ fragte er.

„Ja, ich bin, oder vielmehr ich war Künstlerin,“ sagte sie stolz. „Mein Name hat einen hohen Klang da drüben, und daß ich die Stätte meiner Triumphe verlassen habe, daran war nur die Liebe schuld. Nicht das Gold meines Gatten hat mich fortgelockt; er hätte mir alles zu Füßen gelegt, was ich begehrte, aber ich verlangte nur sein Herz und dafür gab ich meine Kunst und meinen Ruhm.“

„Gnädige Frau waren Schauspielerin, Sängerin?“ fragte Graf jaghaft.

„Tragödin,“ erwiderte sie mit großartiger Handbewegung.

„O, wie herrlich,“ sagte er mit ungeheurer Bewunderung. „Ich habe die traurigen Stücke so gern; ich weiß, es sieht komisch aus, wenn ein Mann weint, aber ich muß mich oft zurückhalten, wenn etwas Trauriges gespielt wird, und manchmal läuft's mir ganz kalt über den Rücken, wenn so recht inhaltsschwere Worte gesprochen werden.“

Er hatte ganz selbstvergessen gesprochen, denn er war ein wirklicher Theaterfreund; um so mehr erschraf er, als auf einmal Frau Amalie auf ihn zusprang und seine Hand erfaßte. Blitzschnell fiel ihm Kienholzens Warnung wieder ein und er fing an zu zittern.

„Herr Graf, Sie lieben die Kunst, Sie sind ein edler Mann!“ rief Frau Amalie begeistert. „O, wenn Sie mich hätten sehen können, damals, als ich im Zenith meines Ruhmes stand!“

Sie hielt seine Hand, die er ihr in wieder erwachter Angst entziehen wollte, fest und schaute sie wie in sinnender Bewunderung an.

„Wie schön diese Hand, wie reich ist sie! Betrug, diese Hand hat noch zwei kostbare Geschenke zu vergeben: Ein Diadem und Carlos' Herz — und beides

Stillest an eine Sterbliche? An Eine?
Ein großes, göttliches Geschenk! Beinahe
für eine Sterbliche zu groß."

Sie hatte es in schmeichelndem Ton beklammert und
blitzte jetzt zu ihm auf; er sah mit einem nicht eben geist-
reichen Ausdruck zu ihr nieder; Verblüffung, Verlegenheit
und ein bißchen Angst malte sich auf seinem Gesicht. Er
atmete tief auf, als sie seine Hand losließ.

"Das war aber sehr schön," sagte er mühsam.

Er hätte für sein Leben gern etwas Großartigeres
gesagt, es fiel ihm jedoch nichts ein. Sie aber nahm es
dankebar an.

"Ergreift es Sie auch?" fragte sie mit triumphieren-
dem Lächeln. "So hat mich mein Gatte zum erstenmale
gesehen, und in dem Augenblick faßte er den Entschluß,
mich zu erringen um jeden Preis. Und als er mir vor-
gestellt wurde, da ergriff er meine Hand und sagte den
Vers, nur daß er meinen Namen statt Carlos sagte."

Sie hielt ihre weißen, wohlgepflegten Hände vor sich
hin und betrachtete sie scheinbar selbstvergessen.

"Gnädige Frau haben sehr schöne Hände," stammelte
er verlegen, nur um etwas zu sagen.

Sie lächelte geschmeichelt. "Ja, sie waren berühmt,
meine Hände; man ging zu Macbeth, nur um in der Nacht
ihne meine Hände zu sehen."

Sie streckte plötzlich die Hände weit vor, starrte sie an,
dann begann sie dieselben zu reiben, als ob sie etwas weg-
wischen wollte.

"Der Thau von Fise hatte eine Frau —" murmelte
sie — "wo ist sie nun? Was? Wollen diese Hände nim-
mer rein werden? — Nichts mehr, mein Gemahl! O, nicht
doch, nicht doch, Ihr verderbet alles mit diesem starren
Hinschauen!"

Nach einer Pause begann sie wieder: "Das riecht
noch immerfort nach Blut! Arabiens Wohlgerüche alle
versüßen diese kleine Hand nicht mehr. O weh!"

Sie stöhnte tief, und unbewußt stöhnte auch Graf.
Er hatte ihr mit Grauen zugehört und zugehört; freilich
wußte er, daß sie nur eine Szene spielte, aber er wußte
auch, daß sie nicht ganz bei Sinnen war, und wer konnte
denn sagen, wann sie die Grenze überschreite, die die Ver-
unft vom Wahnsinn trennte? Und wie schnell konnte das
sein, wenn sie sich in solche Erregung hineinspielte!

Sie wartete auf eine Beifallsbezeugung. "Run, Sie
Weiden stumm?" fragte sie getränkt.

"Gnädige, mich hat wirklich ein Grauen erfasst," ver-
scherte er und wuschte sich die Tropfen von der Stirn.

Sie war berauscht von ihrem schauspielerischen Er-
folge und vergaß in diesem Augenblicke alle ihre Zu-
kunftspläne, ihre Eroberungsgelüste, alles. Die Lust,
durch ihre Kunst auf jemand zu wirken, ward mächtig in
ihr.

"Graut Ihnen vor mir?" flüsterte sie erregt, "o, es soll
Ihnen noch ärger grauen. Wissen Sie, wer ich bin? Ich
bin Orsina, die Wahnsinnige. Hat er es Ihnen gesagt?
Run, es mag leicht keine von seinen größten Lügen sein.
Ich fühle so was! Und glauben Sie, glauben Sie mir,
wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der
hat keinen zu verlieren."

Er starrte sie entsetzt an. Jetzt kam's, jetzt kam's, was
er schon lange gefürchtet, ein Anfall, hervorgerufen durch
die Erregung des Spiels. Wenn sie nur um Gotteswillen
nicht immer zwischen ihm und der Tür stände, daß er
fliehen könnte. Während er diesen Gedanken faßte, fuhr
sie wieder fort im Geist ihrer Rolle.

"Daß Sie mich nicht beachten! Denn auch Sie haben
Verstand, guter Alter, auch Sie. Ich sehe es an der ent-
schlossenen, ehrwürdigen Miene. Auch Sie haben Ver-
stand. Und es kostet mich ein Wort und Sie haben keinen."

Er griff sich mit unwillkürlicher Bewegung an die
Stirn, wie um sich zu vergewissern, ob das kostbare Ding
noch an seinem Platze bestünde, dann spähte er
wieder angstvoll nach der Tür.

"Ja, ich verstehe!" rief sie. "Damit kann ich aus-
helfen."

Sie eilte zu dem Tisch und ergriff das Papiermesser,
das auf einer Zeitung lag. "Ich habe einen mitgebracht.
Da, nehmen Sie, nehmen Sie, geschwind, ehe uns jemand
sieht! Auch hätte ich noch etwas — Gift. Aber Gift ist

nur für uns Weiber, aber nicht für Männer, nehmen Sie
ihn, nehmen Sie!"

Er wich ängstlich zurück, als sie auf ihn einbrang;
er fürchtete sich vor dem Papiermesser in ihrer Hand, und
das einfachste Mittel, es an sich zu nehmen, fiel ihm nicht
ein.

"Steden Sie beiseite, geschwind beiseite! Mir wird
die Gelegenheit versagt, Gebrauch davon zu machen, Ihnen
wird sie nicht fehlen, diese Gelegenheit, und Sie werden
sie ergreifen, die erste, die beste, wenn Sie nur ein Mann
sind. Ich, ich bin nur ein Weib, aber so kam ich her, fest
entschlossen! Kennen Sie mich? Ich bin Orsina, die be-
trogene, die verlassene Orsina. Zwar vielleicht nur von
ihrer Tochter verlassen, doch was kann ihre Tochter dafür?
Bald wird auch sie verlassen sein. Und dann wieder eine.
Und wieder eine! Ha! welch' eine himmlische Phantasie!"

Sie freischte auf wie ein wütend gewordener Papa-
gei und fuhr fort in demselben ohrenzerreißenden Tone:
"Wenn wir einmal alle, das Heer der Verlassenen, wir alle
in Bacchantinnen, in Furien verwandelt, wenn wir alle
ihn unter uns hätten, ihn unter uns zerrissen, zerfleischt,
seine Eingeweide durchwühlten, um das Herz zu finden,
daß der Verräter einer jeden versprach und keiner gab!
Ha, das sollte ein Tanz werden!"

Lauter und heiserer freischte sie und führte einen wil-
den Tanz auf, das Messer über ihrem Haupte schwingend.
Dies Jubel an Erregung gab dem unglücklichen Opfer
ihrer Kunst seine Geistesgegenwart zurück. "Jetzt oder
nie!" dachte er und überflog mit einem verzweifeltsten Blick
das Zimmer. Und da griff er rasch nach der Tischdecke,
riß sie herab und warf sie der ahnungslosen Künstlerin
über den Kopf; ehe sie zur Besinnung kommen konnte,
war er an ihr vorbei und zur Tür hinausgestürzt, und
ohne sich um Hut oder Ueberzieher zu kümmern, rannte
er hinaus in den strömenden Regen, denn das Gewitter
war unterdessen losgebrochen.

Nienholz, der voll Unruhe sich in der Nähe des Zim-
mers aufgehalten hatte, ja zuweilen bis an die Tür ge-
kommen war, um ein wenig zu horchen, hörte jetzt ein er-
sticktes Geschrei. Einen Moment zögerte er, als er aber
die Worte "Hilfe, Hilfe!" unterscheiden konnte, stürzte er
in das Zimmer. Als er die Tür aufriß, bot sich ihm ein
seltsamer Anblick; Frau Amalie stand da, phantastisch in
das Tisch Tuch gehüllt, das Messer in der Rechten und dabei
fortwährend um Hilfe rufend.

Als er eintrat, ließ sie das Messer fallen und stürzte
auf ihn zu; sie schlang die Arme um seinen Hals und
klammerte sich fest an ihn, außerstande, zu sprechen und
das Vorgegangene zu erklären.

Frau Nienholz war zur selben Zeit damit beschäftigt,
im oberen Stockwerk die Fenster zu schließen, weil es
hereinregnete, und da sah sie plötzlich einen Mann ohne
Hut durch den Vorgarten und zur Gartentür hinaus auf
die Straße laufen, als ob er von Hunden gehebt würde.
Wie der Blick schoß es ihr durch den Kopf, daß der Mann,
der Emma gesucht hatte, ein Schwindler gewesen sei. So
schnell sie konnte, eilte sie hinab, um das Haus zu alarmie-
ren, zuerst aber sah sie in das Zimmer, in dem der Fremde
geweiht hatte. Wie angewurzelt blieb sie in der offenen
Tür stehen. Was war das? Da lag Amalie in den Ar-
men ihres Mannes und er redete zärtlich zu ihr; ja, zärt-
lich — sie hörte, wie er "liebes, gutes Kind!" zu ihr
sagte. Erst stand sie wie verzaubert, dann schien sie sich
der Größe ihres Unglücks bewußt zu sein.

"Ferdinand!" schrie sie auf; man konnte schwer un-
terscheiden, ob mehr Schmerz oder Zorn in diesem Auf-
schrei lag, aber er tat seine Wirkung. Ferdinand ließ
mit einer höchst ungalanten Plöcklichkeit seine Ausrufe los,
die aber klammerte sich von neuem an ihn und rief flehend:
"Schütze mich, Ferdinand, schütze mich!"

"Vor wem soll er dich schützen, Unverschämte, etwa
vor mir?" schrie Frau Betti und riß ihren Gatten aus
ihrer Armung. "War das der Zweck deines Herkom-
mens, daß du mir den Gatten und meinen Kindern den
Vater raubst, daß du eine Liebschaft aufwärmst, die vor
fünfzig Jahren bestanden hat? Aber das soll dir nicht
gelingen, in diesem Hause bin ich Herrin und werde es
bleiben, trotz deiner Verführungskünste, du Schlange!"

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Kriegspfade.

Von Helene Koch. (Fante Delene.)

(Nachdruck verboten.)

„Rattatat — rattatat — rattatat —“ sang der Eisenbahnwagen, der der Stadt Köln zurollte. Er war der letzte in einer langen Reihe; jeder Wagen war voll besetzt von Menschen. Einige lasen Zeitungen, andere sahen müde vor sich hin, denn sie waren gestern schon von weit her gekommen, und jetzt war es Nacht; andere wieder schliefen miteinander, immer aber hörte man das Wort: „Krieg! Krieg!“ Die Leute im Zuge wußten mancherlei davon zu erzählen, denn sie kamen zum Teil vom Osten unseres lieben Vaterlandes, wo die Russen eingebrochen waren.

In einer Ecke eines Wagens vierter Klasse, der immer so eintönig vor sich hin sang, saßen dicht aneinander gedrückt zwei Knaben, ein größerer und ein kleinerer. Außer ihnen saßen noch viele Leute mit Bündeln und Kisten und Körben auf den langen Holzbänken. Frauen waren da mit kleinen Kindern, die unruhig schliefen und weinten, Männer, die schweigend ihre kurzen Pfeifen rauchten; alle aber sahen müde und krank aus. Um die beiden Jungen in der Ecke kümmerte sich niemand; sie waren an einer kleinen Station eingestiegen, hatten sich scheu umgesehen und dann hastig und still in den Winkel gedrückt, wo sie jetzt noch saßen.

„Nun wissen sie's zu Hause, Hans!“ flüsterte leise der Kleine dem Großen zu. Es war ein nettes Kerlchen, der dies sagte, mit dichtem blonden Schopf und treuerzigen blauen Augen, über die er zuweilen mit dem Aermel seiner Jacke hinfuhr, gleichsam, als wolle er etwas abwischen. „Wie Mutter sich wohl ängstigen mag! Ob sie mich wohl schon gesucht hat?“ „Jetzt kommt Onkel aus dem Geschäft, und sie essen zu Abend, und ich bin nicht da! Wenn Mutter sich ängstigt, kriegt sie vielleicht ihr Kopfweh wieder und kann nicht schlafen! Das tut mir so leid —“ gab Hans leise zurück. „Ist's noch weit? Ich bin so müde!“ sagte der Kleine und gähnte herzhaft. „Dummer Junge, wir sind noch lange nicht in Köln! Und da müssen wir dann in einen andern Zug steigen! Lehn' dich an, schlaf ein bißchen!“ schalt Hans. „Vater freut sich sicher, wenn wir im Schützengraben ankommen — oder vielleicht gehen wir lieber gleich aufs Schlachtfeld und helfen den armen Verwundeten — das wollten wir doch, Erich!“

Erich antwortete nicht. Sein blonder Kopf war auf die Schulter des Großen gesunken, die blauen Augen waren zugefallen — er schlief. Hans blickte zur Seite, dann faßte er die Tasche, zog ein abgegriffenes Geldtäschchen heraus und begann die Münzen darin zu zählen — eins — zwei — drei. . . Bei dem leisen Klirren in der Kinderhand wandte einer der Männer im Wagen lauschend den Kopf und spähte hinüber zu dem Knaben. Ein häßlicher, lauernder Ausdruck glitt über die beiden Kinder hin, und der Mann beobachtete scharf, wie Hans rechnete und zählte. —

In dem Dörfchen Sandhagen, zwei Stunden entfernt von der Bahn, auf der die langen Züge nach Osten und Westen vorüberfuhren, war alles in Aufregung. Seit gestern nachmittag wurden zwei Kinder vermißt, zwei Jungen. Hans und Erich, Nachbarskinder, deren Väter im Kriege waren. Erich war der einzige Sohn einer armen Wäschfrau, die täglich zur Arbeit ging, und Hansens Mutter besaß einen kleinen Laden, in dem ihr ein alter Onkel die Kunden bedienen half. Seit gestern hatte niemand die Jungen mehr gesehen, auch zum Abendessen waren sie nicht heimgekommen, und später auch nicht. Gar oftmals hatten die beiden Mütter nach der Uhr und aus dem Fenster gesehen; keine von ihnen war zu Bett gegangen. Um Mitternacht war dann der alte Onkel mit der Laterne durchs Dorf gewandert, am Dorfteich entlang, dann in das kleine Gehölz hinter dem Dörfchen; er hatte ge- rufen und gesucht, aber vergebens. „Vielleicht haben die Rosaten sie mitgenommen,“ meinten ein paar Frauen ängstlich. „Was soll ich seinem Vater nur sagen, wenn dem Jungen was passiert ist!“ schluchzte Erichs Mutter, und die Nachbarin stand bei ihrer Arbeit am Waschfaß, aber um ihre Augen lagen dunkle Schatten, ihre Hände zitterten, und immer lauschte sie nach der Thür. Eben lachten zwei Männer wieder den Dorfteich ab, und die andern waren aus dem Walde noch nicht zurück. —

„Rattatat — rattatat — rattatat!“ Der Zug fuhr langsam, leuchte und pöfete. „Köln! Köln!“ riefen die Schaffner, und aus den Türen quollen die Menschen, drängten sich, stuteten dem Ausgange zu. Auch der letzte Wagen, der ganz hinten auf dem Gleise stand, leerte sich. Erich hatte Hans fest am Zadenzipfel gefaßt, und dicht hinter ihnen stieg der große, starke Mann aus, der so scharf hinübergesehen hatte in der Nacht. Von der Menge geschoben, ging's durch ein Türchen, den Fahrchein mußte man abgeben, — und dann zuletzt standen die beiden auf dem großen Platz vor dem Bahnhofe in Köln, fremd und frierend.

„Na, ihr kommt wohl weit her? Wollt wohl jemand besuchen?“ sagte da plötzlich eine Stimme neben ihnen, und der Mann aus dem Abteil stand da und lächelte sie an. Schon blickten Hans und Erich zu ihm auf, denn er sah gar nicht besonders nett aus; die Mütze hatte er tief in die Stirn gezogen, seine Augen irren unruhig hin und her, und er schien es recht eilig zu haben. Die beiden Knaben aus Sandhagen aber fühlten sich doch wie erleichtert, als er mit ihnen sprach. „Ihr seid gewiß recht müde und hungrig! Wir haben ja noch Zeit, ich fahre noch weiter; ich weiß hier Bescheid. Habt ihr denn Geld?“ fragte der Mann weiter. „Ja!“ Hans nickte ganz eifrig. „Fünf Mark noch! Wir hatten's in unsern Sparbüchsen.“ „Gebt's mir nur, ich bewahre es auf — es könnte euch sonst gestohlen werden,“ meinte dann der Mann und streckte die Hand aus, in die Hans seinen Schatz legte. „Wartet einmal einen Augenblick — ich will eben noch was sagen, wann der Zug geht,“ und schon war er um die nächste Ecke verschwunden. —

Zwei Stunden schon hatten Hans und Erich auf dem Platze gestanden und auf den fremden Mann gewartet. Hundertmal wohl hatten sie um die Ecke gesehen, hinter der er verschwunden war — Menschen kamen und gingen vorüber, Wagen fuhren, Hunde liefen — der Mann aber kam nicht. Sie hatten Hunger und konnten kaum mehr auf den Füßen stehen; aus der Bahnhofshalle hinter ihnen fuhr ein Zug nach dem andern — und sie wollten doch mit zum Vater in den Schützengraben und aufs Schlachtfeld, vielleicht gar das Eisene Kreuz erwerben, so wie es in den Zeitungen zu lesen stand.

„Ich wollte, ich wäre wieder zu Hause!“ weinte Erich. „Mutter ängstigt sich gewiß! Und Vater wird vielleicht böse! Wenn bloß der Mann käme!“ „Vielleicht war's ein Dieb, Erich,“ sagte Hans, und blickte vor sich hin. „Und nun haben wir kein Geld mehr — o, der Schutzmann kommt!“

Wie ertappte kleine Sünder, die nach einem Ausweg suchen, fanden die beiden, auf die eben ein Schutzmann quer über den großen Bahnhofplatz zuschritt. „Ich sehe euch schon eine ganze Weile zu, ihr Jungen!“ sagte er, und gar nicht unfreundlich. „Woher kommt ihr denn? Und wohin wollt ihr? Warum weinst du, Kleiner?“

Erich schluchzte und schluchzte — er wollte die Tränen zurückdrängen, aber es gelang ihm nicht. Stromweise stürzten sie ihm mit einemmale aus den Augen, und er schluchzte: „Wir sind aus Sandhagen — und wir wollten zu Vater in den Schützengraben — und auf das Schlachtfeld — und nun sind wir so hungrig — und der Mann wollte wiederkommen — und er hat das Geld mitgenommen.“ „So, so!“ sagte der Schutzmann und lächelte ein bißchen. „Und zu Hause ängstigt sich Mutter gewiß halbtot! Nun wollen wir ihr erst einmal Nachricht geben, daß ihr gesund seid, und dann sollt ihr auch ein Butterbrot haben! Kommt mal mit.“

Mit hängenden Köpfen, aber im Grunde des Herzens doch heilfroh, schlichen Hans und Erich hinter dem Schutzmann her der Wache zu. —

„Sie leben! Sie wollten in den Krieg! Die Polizei in Köln hat telegraphiert!“ rief der Bote vom Gemeindevorsteher in Sandhagen in den kleinen Laden hinein, in dem Erichs Mutter hinter dem Ladentisch stand, und dann raunte er ins Nachbarhaus, wo Hansens Mutter am Waschfaß arbeitete und auf jeden Schritt horchte. „Prägel verdientes sie, und das ganz gehörig!“ brummte der alte Onkel vor sich hin. „Wenn sie nur erst wieder gesund hier sind!“ meinte die Kaufmannsrau, und wischte sich mit dem Schürzenzipfel die Tränen aus den Augen.

Wie es nun weiter ging? Nun, der alte Onkel ist nach Köln gefahren und hat Hans und Erich wieder

Mutter, ich habe aber kein geschlafen in meinem Bette!" rief Erich, als er am andern Morgen aufwachte. Der Dieb in Köln! Wenn ich dem noch einmal begegne! meinte Hans und ballte die Faust. Mein schönes Geld! Ich hatte es mir so sauer erspart!"

Vom Schweigen.

Neden ist Silber, Schweigen ist Gold", sagt ein gutes deutsches Sprichwort, das wir alle kennen. Der Araber aber, der in seinen weiten, todesstillen Sandwüsten umgeben ist vom hehren Schweigen der Natur, er ist vor allem sein Freund unnäher Neden. Vielleicht hat er auch oft genug erfahren, daß Streit und Fehde durch nichts so leicht heraufbeschworen werden, wie durch ein unbedachtes Wort. Denn er, der Sohn der Wüste, ruft aus: Am Baum des Schweigens hängt seine Frucht, der Friede. Dieses Wort ist wohl zu beherzigen, von jung und alt. Je früher wir lernen, die Worte zu wägen, um so besser ist es. Wohl darf man nicht zur Unzeit schweigen; wer Stillsitzen zu sagen hat, der sage es. Aber das Sprechen zur Unzeit, das Ausplaudernmüssen, das voreilige Hinwerfen zorniger oder sonst unkluger Worte, das sollen wir vermeiden, nicht wahr? Schon als Kind sollen wir uns darin üben. Mir fällt da die Geschichte eines Mannes im alten Rom ein, der durch sein Nichtschweigen seinen Leben verlor. Es war zur Zeit des grausamen Kaisers Nero. Dieser Mann tyrannisierte sein Volk und brachte es ins Elend. Da taten sich denn Männer zusammen, die ihn herunterstoßen wollten vom Throne, dessen er nicht würdig war. Ein Handstreich wurde verabredet. Es war am Tage vor der zur Lat außersehung Nacht, als einer der Verschwörer auf dem Marktplatz sah, wie ein von Nero verurteilter Mann zum Tode geführt wurde. Der Verschwörer konnte sich's nicht versagen, dem Verurteilten zuzulustern, am kommenden Tage werde in Rom alles anders sein. Der unglückliche Gefangene berichtete, um sein Leben zu retten, dem Kaiser, was man ihm zugerannt. Darauf ließ natürlich Nero den Mann, der die heimlichen Worte gesprochen hatte, suchen und ergreifen. Der wurde nun gezwungen, den Plan der Nacht zu verraten, worauf man ihn zum Tode überlieferte. Hätte er, als er den Verurteilten über den Markt bingen sah, sich bezwungen und geschwiegen, so wäre das Unglück nicht über ihn gekommen.

Die alten Griechen verglichen törichte Blauderer und Schwäger mit dem Dobonischen Becken. In der Griechenstadt Dobona nämlich standen in einem Heiligtum des Göttervaters Zeus zwei Säulen. Auf der einen befand sich ein ehernes Becken, auf der andern die Bronzestatue eines Knaben. Dieser Knabe hielt eine aus Ketten gebildete Kugel in der Hand, und sobald ein Wind, und war er auch noch so gelinde, die Ketten bewegte, schlugen sie töndend gegen das Becken. Schwärzliche alte Frauen, Heiladees (Tauben) geheißten, wahr sagten aus diesen Klängen. Da aber das Erzbecken gar so leicht, beim allergeringsten Aufhauch, zum Klängen zu bringen war, so benannte man eben jene Menschen nach ihm, denen die Worte allzu schnell und reichlich über die Lippen glitten.

Ein unerwünschter Mieter.

Von Grete Doering. (Tante Grete.)

Mutter! Mutter! in meinem Kopfe ist ein Tier! es krabbelt so und kriecht! Huh — — huh — — huh!" Denkend und schreiend kommt Lieschen zur Mutter gerannt mit der Schreckenskunde. Die Mutter regt sich aber gar nicht sehr darüber auf, sie weiß, daß Lieschen dranhängen im Grase gelegen hat, und daß das „Tier im Kopfe" wahrscheinlich ein unschuldiger Ohrwurm ist, der den Gehörgang der kleinen Schläferin als Wohnung für sich an- und, nun aber gern wieder heraus möchte. Hin und her läuft er nun, auf und ab im Ohr, und weil Lieschen jetzt nicht mehr stillliegt, sondern aufrechtsteht und umher- springt, kann er mit dem besten Willen die Thür zu der Wohnung, nämlich die Oh-öffnung, nicht wiederfinden.

Die Mutter steht nun etwas Zeit lang über dem Kopf Lieschens auf die Seite — — und sieht, da fällt der unerwünschte Wohnungssucher auf die Erde, und in Lieschens Köpfchen herrscht wieder Ruhe.

Solch ein kleines Erlebnis kann im Sommer jeden Tag bei Kindern vorkommen, und hat ein törichtes Kind einmal so einen Ohrwurm bei sich zu Gast gehabt, so fürchtet es ihn und hält ihn für ein gefährliches Unge- stüm, das man umbringen müsse, wenn es sich nur sehen läßt.

Aber das Tierchen ist viel besser als sein Ruf. Man hat ihm oft nachgesagt, daß es sich von saftigen Früchten und duftenden Blumen nähre, denn doch man eine ge- fallene Frucht vom Boden auf, so fand man sie sicher an- genagt und durchlöchert, und aus den Löchern trock oft eine ganze Familie Ohrwurm heraus. Aber man irrt sich doch, wenn man meint, Familie Ohrwurm habe den Apfel oder die Birne oder den Pfirsich verspeisen wollen; das war gar nicht ihre Absicht, sie war vielmehr auf einem Raubzuge auf Würmer und Larven aus, die in den Früch- ten wohnten. Um nun aber zu den Würmern zu gelaun- gen, mußte sie natürlich einen Gang oder eine Höhle in die Frucht graben. Wie ein kleines Raubtier geht der Ohr- wurm auf den Fang von allerlei Gewürm und Unge- ziefer aus, das ihm zur Nahrung dient, und auf der Suche nach Ungeziefer, kleinen Insekten und Käserchen kriecht er auch in Blütenkelche und Röhren, wo wir ihm so oft be- gegnen, und mit denen er manches Mal den Ohrgang eines im Grase schlafenden Menschen verwechselt. Wie jedes Insekt, hat auch er wiederum viele Feinde, und wird er angegriffen, so tut er erstaunlich schnell die klei- nen Gängen, in denen sein Hinterleib endigt, auseinander und wehrt den Angreifer damit ab, so gut er kann, und oft mit Erfolg.

Eine nette Eigenschaft hat er übrigens noch, das heißt eigentlich hat sie nur Frau Ohrwurm. Denkt euch, Frau Ohrwurm brütet ihre Eier gerade so sorgsam und treu wie eine Glucke aus! Im Frühjahr legt sie eine Menge Eier, alle auf einen Haufen zusammen, setzt sich dann darauf und bebrütet sie wie eine Henne vier Wochen hindurch, nach welcher Zeit die kleinen Ohrwürmer ganz vergnügt herauskriechen. Noch eine ganze Zeitlang be- hält Mutter Ohrwurm sie bei sich, und droht Gefahr, so deckt sie die Kleinen mit ihrem eigenen Leibe zu, gerade wie es die treue Glucke macht.

Das alles habt ihr gewiß noch nicht vom Ohrwurm gewußt, den ihr bisher vielleicht auch gefürchtet und ver- abscheut habt.

Der Steckenpferdreiter.

Von Friedrich Thieme. (Onkel Fritz.)

(Nachdruck verboten.)

Seht ihr den kleinen Reitermann?

Ihr Leute, seht ihn an!

Sein Auge blitzt von kühnem Mut,
Der Helm von Pappe steht ihm gut;
Kühn schwingt den Säbel er von Holz,

Er reitet led, er reitet stolz —

Ihr Leute, seht ihn an,

Den kleinen Reitermann!

Nacht mit den kleinen Mann nicht aus —

Einst wird ein großer drauß!

Im ihm glüht schon der deutsche Geist,

Der steht so behre Kraft beweist;

Er kämpft die großen Schlachten mit,
„Nach Frankreich!" ruft er, „geht der Ritt!" —

Nacht nicht den Reiter aus;

Einst wird ein großer drauß!

Verkennet nicht das ernste Ziel,

Den tiefen Sinn im Spiel!

Einst schwingt die Faust das echte Schwert,

Ein Roß ersetzt das Stedenpferd!

Dann geht es in den Kampf hinein;

Dieß Vaterland, magst ruhig sein!

Drum seht den kleinen Mann

Mit stolzen Augen an!